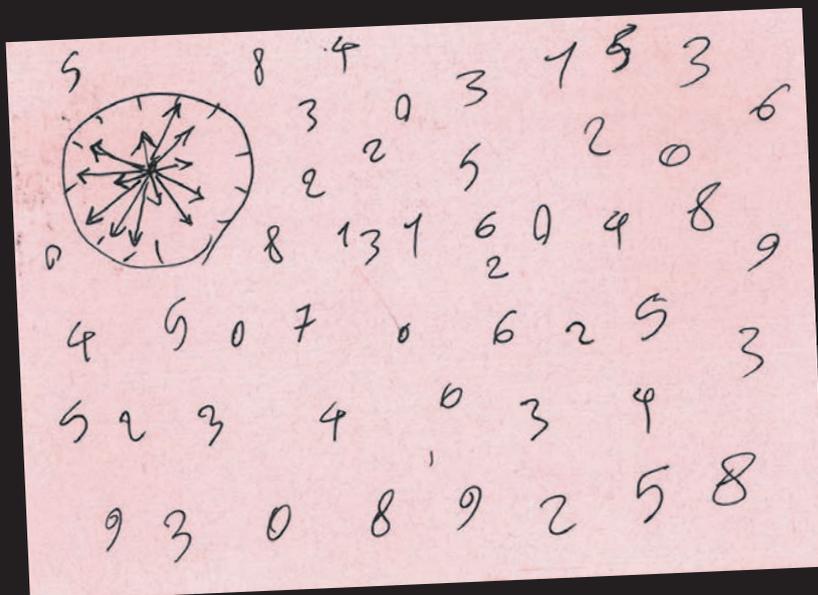


kunst  
halle  
wien

*"I drew this:  
numbers.  
I thought it was stars. I wish it was stars,  
but it's numbers.  
The numbers can be money,  
they can be time.  
I imagine myself  
as a person  
who is counting."*



# Was tun nach der Arbeit?

Zeichnung und Statement von Shirin Farshbaf  
(Künstlerin, QM&A Artist Collective 2020)

bei der Was tun nach der Arbeit? Warm-up-Session am 19. November 2022

# Was tun nach der Arbeit?

Andrea Hubin und Michael Simku

Was hält die Gesellschaft zusammen, wenn wir Arbeit „abschaffen“ oder sie sich von selbst erledigt? Wie würden wir kooperieren und uns um einander sorgen? Könnten wir unser Leben „freier“ gestalten? Welche Tätigkeiten werden wir als sinnstiftend empfinden und was wird kollektive Identitäten tragen?

*Was tun nach der Arbeit?* findet als öffentliche Intervention im Rahmen der Ausstellung *Einstweilen wird es Mittag* in der **kunsthalle wien** Karlsplatz statt. Inspiriert von der berühmten Marienthal-Studie (siehe Textbeitrag von **Thomas Reithmayer** auf S. 4) dreht sich die Ausstellung darum, wie es dazu gekommen ist, dass wir nicht arbeiten, um zu leben, sondern vielmehr leben, um zu arbeiten – und dass wir uns eine andere Lebensweise nur schwer vorstellen können.

Die Veranstaltungen im Rahmen von *Was tun nach der Arbeit?* eröffnen im Dialog mit den ausgestellten Kunstwerken Formate zum Diskutieren, Denken und Verweilen. Mit Expert\*innen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern blicken wir in die Geschichte und Gegenwart der Idee einer „Post-Arbeits-Gesellschaft“ und suchen nach Bausteinen und unbeschrifteten Wegen für utopische Zukunftsentwürfe.

Die folgenden Seiten versammeln Auszüge und Ergebnisse der bisherigen Gespräche. Themen waren u.a. das Verhältnis von Care- zu Lohnarbeit, die Folgen von Streiks im Gesundheitswesen, prekäre Arbeitsbedingungen im Kulturfeld oder Sabotage als Strategie im Arbeitsalltag und in der Kunst (siehe Textbeitrag von **Peter A. Krobath** auf S. 6).

Ein wiederkehrendes Element, das die unterschiedlichen Treffen verband, sind von den Teilnehmer\*innen vor Ort angefertigte Zeichnungen. Diese antworten auf eine der zwei folgenden Fragen:

**Was war das letzte, was Du gemacht hast, bevor Du hierhergekommen bist, das Du als Arbeit bezeichnen würdest? Zeichne es auf und vervollständige folgenden Satz „Es war Arbeit, weil ...“**

oder:

**Was hast Du heute nicht getan? (Und warum? War es zu jemandes Schaden? Wäre es Arbeit gewesen?)**

Diese vermeintlich simplen Fragen setzten immer wieder emotionale Diskussionen in Gang – zur grundsätzlichen Definition von Arbeit und vor allem zur Vermessung der persönlichen Grenzen, die zwischen Arbeit, Freizeit und der eigenen Lebensplanung verlaufen. Die Skizzen erzählen davon und funktionieren als Einbettung der Texte, die auf Transkripten von Statements der von uns eingeladenen Gesprächsgäst\*innen basieren.

Bis zum Ende der Ausstellung *Einstweilen wird es Mittag* haben wir noch drei Termine in unserer Reihe geplant:

**jeweils Dienstag, 21. März, 4. und 18. April 2023, von 17 bis 19 Uhr in der kunsthalle wien Karlsplatz.**

Dies ist eine Einladung teilzunehmen, mitzureden und gemeinsam zu einem Thema zu spekulieren, das wohl kaum jemanden kalt lässt.

Nähere Infos zu Gäst\*innen und Programm findet ihr auf der Website: [kunsthallewien.at/veranstaltungsreihe-was-tun-nach-der-arbeit/](http://kunsthallewien.at/veranstaltungsreihe-was-tun-nach-der-arbeit/)

Oder ihr schickt uns ein E-Mail an [vermittlung@kunsthallewien.at](mailto:vermittlung@kunsthallewien.at), dann nehmen wir euch in die Mailingliste zur Veranstaltungsreihe auf. ●



## Impressum

MEDIENINHABER  
**kunsthalle wien /**  
Stadt Wien Kunst GmbH

TEXTE  
Andrea Hubin  
Peter A. Krobath  
Thomas Reithmayer  
Michael Simku

DOKUMENTATION  
UND MATERIALSAMMLUNG  
Lisa Bolyos

REDAKTION  
Andrea Hubin  
Michaela Schmidlechner  
Michael Simku

LEKTORAT  
Katharina Schniebs

GESTALTUNG  
Dejan Kršić

 **Stadt  
Wien** Kultur

# Ich habe nicht. Eine Ballade.

Andrea Hubin

Ich fange damit an, was wir alles nicht getan haben im Vorfeld der Veranstaltung – was wir nicht getan haben, was aber gefühlsmäßig zu unserem Job gehört hätte.

Wir haben kein Veranstaltungsprotokoll geschickt und die Aufsicht nicht darüber informiert, dass wir heute hier sind. Das ist eigentlich ein totales No-Go, weil die Person jetzt damit umgehen muss, dass hier 15 Leute sitzen und tun und vielleicht auch Kaffeetassen mit in den Raum nehmen. Wir sind aber jetzt in gutem Einvernehmen.

Wir haben nicht darüber nachgedacht, wie wir eine brauchbare Art der Bewirtung bereitstellen. Wir laden euch gern in der Pause auf ein Getränk im Lokal ein, aber das ist natürlich kostspielig und eigentlich hätten wir das viel besser organisieren können.

Wir haben die Verträge nicht zeitgerecht kommuniziert, weswegen jetzt alle nur ganz wenig Zeit hatten, sie sich durchzusehen: fünf Seiten, extrem eng beschrieben.

Wir haben keine brauchbaren Tische organisiert, an denen wir uns hier zusammensetzen können. Das heißt, ich habe die Tische nicht geputzt. Eigentlich wollte ich vom Lokal Tische ausborgen, die normalerweise im Freien stehen, die sind aber dadurch auch recht verwittert, inklusive Vogeldreck, weswegen ich Putzzeug mitgenommen habe, um sie zu reinigen. Das habe ich dann nicht gemacht, weil es zu kalt war, und es war auch zu wenig Zeit.

Ich habe mir nicht alle Werke der Ausstellung angeschaut. Ich glaube, ich kann überhaupt nur zu einem oder zwei genauere Details sagen, auf jeden Fall habe ich mir die Videos noch nicht in voller Länge angeschaut.

Wir haben kein Reglement gefunden, wie wir mit Corona umgehen: Masken ja oder nein, Antigentests erbitten ja oder nein.

Wir haben die Veranstaltung nicht ausreichend beworben, deswegen ist hier kaum Publikum. Ich habe auch keine individuellen Einladungen an Bekannte geschickt, die vielleicht gern gekommen wären, ich habe es ihnen einfach nicht gesagt.

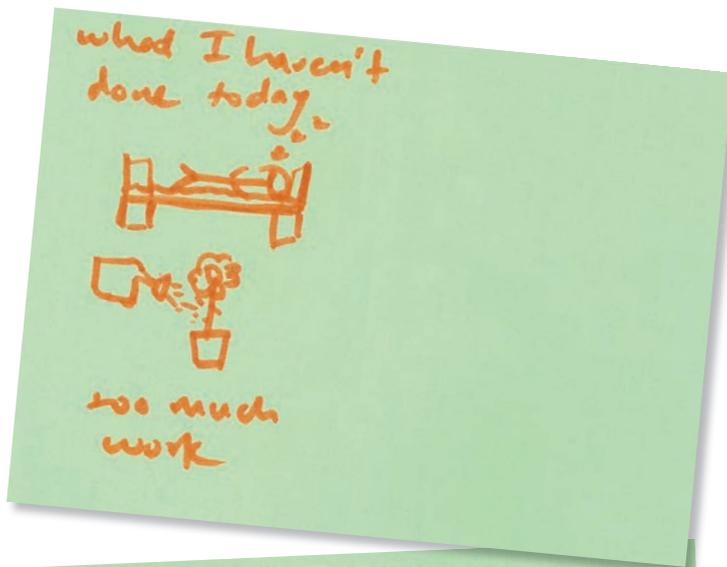
Ich habe in den letzten Tagen nicht Wäsche gewaschen, was mein Wohlbefinden heute durchaus beeinflusst.

Und ich habe **Hannah Arendts Vita Activa** nicht fertiggelesen. Oder: Ich habe es gar nicht so richtig gelesen. Ich habe nur das Vorwort gelesen. Das ist blöd, weil ich aus diesem Buch meinen Hauptgedanken für diese Veranstaltungsreihe ziehe.

Und jetzt fangen wir an. ●

Andrea Hubin und Michael Simku sind Vermittler\*innen der **kunsthalle wien** und Kurator\*innen der Gesprächsreihe *Was tun nach der Arbeit?*.

Mit dem Statement auf dieser Seite eröffnete Andrea Hubin den Auftakt der Veranstaltungsreihe am 19. November 2022.



CREDITS  
IMAGES:

Zeichnungen  
Cover, Seite  
2–6 und 8: von  
Teilnehmer\*innen  
der *Was tun  
nach der Arbeit?*  
Treffen

Foto Seite 3:  
Andrea Hubin

Collage-Elemente  
Seite 7: Quelle  
gallica.bnf.fr / BnF  
und commons.  
wikimedia.org /  
fr.wikipedia.org



other priorities

# Marienthaler Lebenskunst

Thomas Reithmayer

Ich komme aus der Nachbargemeinde von Marienthal und bin maßgeblich von einer Frau erzogen worden, die 1910 geboren wurde, die also die Zeit, die die Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal* beforcht, miterlebt hat. Sie war meine Urgroßmutter und natürlich war sie meine Heldin. Sie hat einen Großteil der Care-Arbeit, auch emotional, für mich erbracht. Wir entstammen allerdings nicht der lokalen (post-)industriellen, sondern der (post-)agrikulturellen Community.

Marienthal liegt 20 Kilometer außerhalb von Wien. Für Menschen, die mit dem Regionalexpress ins Burgenland fahren, ist es der erste Halt hinter der Stadtgrenze: Die Station heißt Gramatneusiedl, Marienthal wiederum bezeichnet lediglich die örtliche Arbeiter\*innensiedlung. Wie im Großteil des Industrieviertels üblich gesellte sich zum Ort ein Fabrikdorf hinzu. Noch lange lernten sich die Bewohner\*innen beider Ortsteile nur in der Schule kennen.

In meinem Politikwissenschaftsstudium habe ich die Marienthal-Studie nur gestreift. Nach dem Abschluss war ich selber arbeitslos. Die Selbstdefinition als universitätspolitischer Aktivist fiel auch weg und plötzlich bist du Mindestsicherungsbezieher. Da habe ich gedacht, wann, wenn nicht jetzt ist die Zeit gekommen, sie zu lesen. Was ich da las, nahm ich ganz anders wahr als das die Studie umwehende Narrativ: dass Arbeitslosigkeit zwangsläufig zu Passivität und Apathie führe. Mich faszinierte, wie gut vor allem die Frauen, mit minimalen Mitteln und Möglichkeiten ausgestattet, ihren Alltag gemanagt haben, indem sie eine Strategie der Bedürfnisreduktion durchzogen. Außerdem überraschte mich die relative Stabilität der Gemeinschaft. Dies wurde von **Jahoda et al.** zwar erhoben, kam in

ihren Schlussfolgerungen aber kaum vor. Apathie herrschte unter jenen, deren Einkünfte auf wortwörtlich null sanken und die auch über keine anderen Möglichkeiten verfügten, ihre Reproduktion sicherzustellen. Mein Schluss daraus war: Ich muss einen Haushalt schupfen können, damit ich mit dem Geld halbwegs auskommen kann und nicht das Gefühl habe, alles um mich herum bricht zusammen.

time + money



Meine Urgroßmutter war Mindestpensionistin und hat sich nie arm gefühlt, weil sie sich nie vorstellen konnte, überhaupt eine Pension zu beziehen. Nun stand mir genau jener Betrag zur Verfügung, den sie bekommen hätte, wäre sie noch am Leben gewesen. Obwohl oder gerade weil vergleichsweise privilegiert, habe ich mir gedacht: Wie soll ich damit halbwegs mein Leben organisieren, ohne zu verzweifeln? Meine Urgroßmutter konnte mit einem Messer, etwas Wasser und Feuerholz ein Tier von Kopf bis Fuß verarbeiten, Lesen und Schreiben waren hingegen nicht ihre Stärken. Mir wurde gesagt, ich hätte mit Haushalts- oder handwerklichen Arbeiten nichts zu tun, weil ich sowieso studieren werde: „Als Magister brauchst keine Erdäpfel schälen.“ Und als ich Magister war, konnte ich es auch nicht. Zeitweise war ich irgendwo zwischen verzweifelt und apathisch. Das ist gute zehn Jahre her. Damals war ich 26.

Seit Kurzem verdiene ich ein bisschen mehr als die Mindestsicherung. Aber sie hat insgesamt den Schrecken für mich verloren. Die Marienthal-Studie hat mir dabei viel Kraft gegeben. Ich beschäftige mich mit Sozialgeschichte, der Alltagskultur in Wiener Außenbezirken mitsamt dem Umland. Ich mache Vorträge zu und Exkursionen nach Marienthal. Vor allem aber kann ich Erdäpfel schälen und verarbeiten.

Die Marienthal-Studie thematisiert ein Milieu, in dem neben der Lohnarbeit noch ein anderes Prinzip verbreitet war: die Subsistenzwirtschaft. Meine Urgroßmutter hat nie einen Kalender besessen und nie einen Arbeitsvertrag unterschrieben. Trotzdem hat sie bis zum Alter von 90 Jahren keine fünf Minuten unbeschäftigt verbracht. Mit der Industrialisierung ist diese Lebensweise erst für Männer und dann in anderer Form auch für Frauen langsam verschwunden – ein getaktetes Leben wurde durchgesetzt und vielen Menschen wurde die Möglichkeit genommen, ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten. Lohnarbeit wurde zum zentralen sinnstiftenden Element. Die meisten können sich heute kaum mehr vorstellen, ohne sie ihren Alltag zu bestreiten.

*Die Arbeitslosen von Marienthal* war ein Mix aus quantitativen und qualitativen Methoden. Jede Marienthaler Familie hatte eine eigene Karteikarte, auf denen sowohl quantitative Aspekte, die durch Fragebögen und Beobachtungen erhoben wurden, als auch die aus Gesprächen und Diskussionen generierten qualitativen Informationen festgehalten wurden. Forschungsethisch heutzutage schwierig – aber erkenntnisreich.

Es wirkt, als hätten die Forscher\*innen in Marienthal gelebt. **Paul Lazarsfeld** dürfte aber

kein einziges Mal dagewesen, Marie Jahoda mit dem Zug immer raus- und reingefahren sein. Eine einzige Forscherin, die nicht als Autorin ausgewiesen ist, hat über längere Zeit vor Ort gelebt. Gleichzeitig war Marienthal aber zu 90 bis 95 % sozialistisch geprägt und beinahe alle Autor\*innen kamen aus der sozialistischen Jugendbewegung. Es war also der Versuch, Forschung ganz klar auch als politische Intervention zu verhandeln.

Fast alle Autor\*innen hatten einen bildungsbürgerlichen Background. So durchzieht Sympathie und Solidarität mit den Beforschten die Studie, gleichzeitig wird festgestellt, dass das Leben auf eine „primitivere“ Stufe zurückfällt. Darin ist eine Wertung enthalten, die in paternalistischen Konzeptionen des Sozialismus – in denen Arbeiter\*innen zu einem „höheren“ Menschen erzogen werden sollen – gängig ist. Die Forscher\*innen halten fest, politische Auseinandersetzungen seien nicht mehr so hochgeistig, es werde nicht Theater gespielt und weniger gelesen.

Die politischen Kräfteverhältnisse änderten sich aber nicht. Das Narrativ zu Massenarbeitslosigkeit ist ein anderes. Die Marienthaler Arbeitslosen haben die Nazis nicht gewählt und an die Macht gespült. Ihre gesellschaftliche Stellung änderte sich durch das Ende der Fabrik ja nicht. Sie blieben ganz unten. Gleichzeitig blieb auch ein Teil des kollektiv gewebten Sicherheitsnetzes erhalten, zum Beispiel jene Vereine, die auch unter diesen Bedingungen unmittelbaren Nutzen anboten. Vorher kamen auf 3.000 Bewohner\*innen noch 120 Vereine. Danach hat sich einer sogar erst gegründet: der Marienthaler Rassehasenzüchterverein Vorwärts. Er verschaffte schließlich die Möglichkeit, sich autonomer zu versorgen und somit auch freier zu leben. ●

Überarbeitetes Transkript des Statements von Thomas Reithmayer (Politikwissenschaftler und Erwachsenenbildner), unser Gast bei der *Was tun nach der Arbeit?* Reading Group am 6. Dezember 2022. An diesem Abend lasen wir ausgewählte Kapitel aus der sogenannten Marienthal-Studie von 1933, die als „soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit“ vor allem auch die – geschlechtsspezifisch unterschiedlichen – psychischen Folgen eines aufgezwungenen Nichts-Tuns in den Blick nahm.

Marie Jahoda, Paul Felix Lazarsfeld, Hans Zeisel: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*, 1933. Als Buch erschienen im Suhrkamp Verlag, 28. Auflage, 2021.



„Ich bin sehr streng mit meiner freien Zeit.“

Wenn du in deinen Kalender schaut, wie viel undefinierte Zeit ist da drin?

(Antworten von Teilnehmer\*innen, 6/12 2022)

„Why do we focus on the calendar? My mother never had a calendar and worked all the time.“

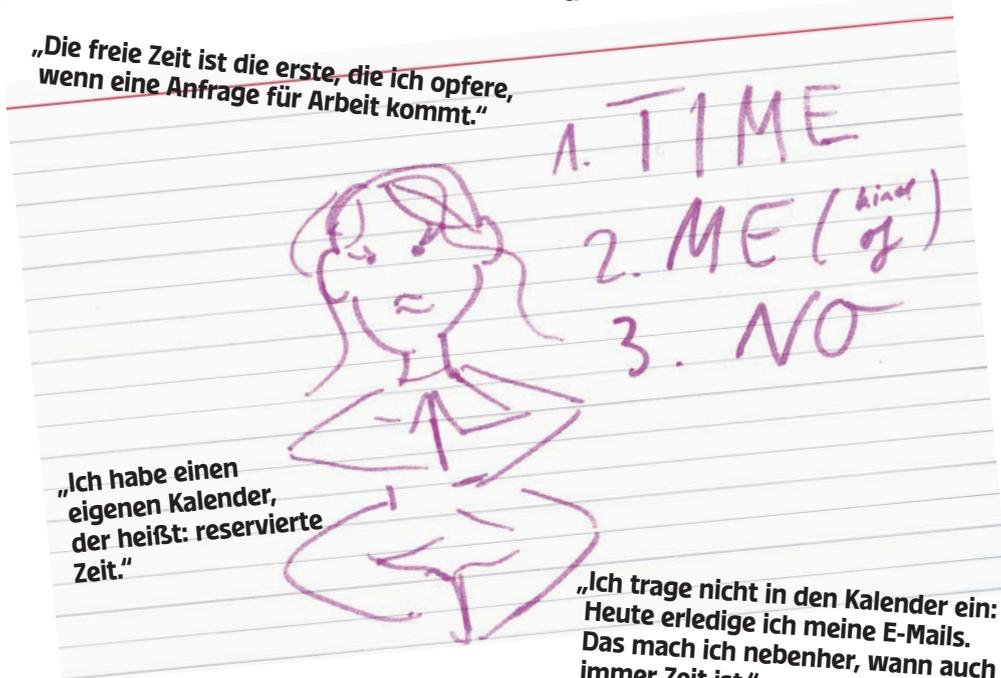
„Wer kann sich leisten, keinen Kalender zu haben?“

„Man muss sich die Freiräume eintragen, sonst werden sie gestohlen. Man muss die Freiräume blockieren.“

„Ich mag es, wie es ist. Ich habe mir die Woche ja selbst so vollgepackt.“

„Undefinierte Zeit ist ja oft nicht Zeit, wo man frei hat, sondern wo man endlich die Dinge macht, die man längst machen hätte sollen, aber vor sich hergeschoben hat.“

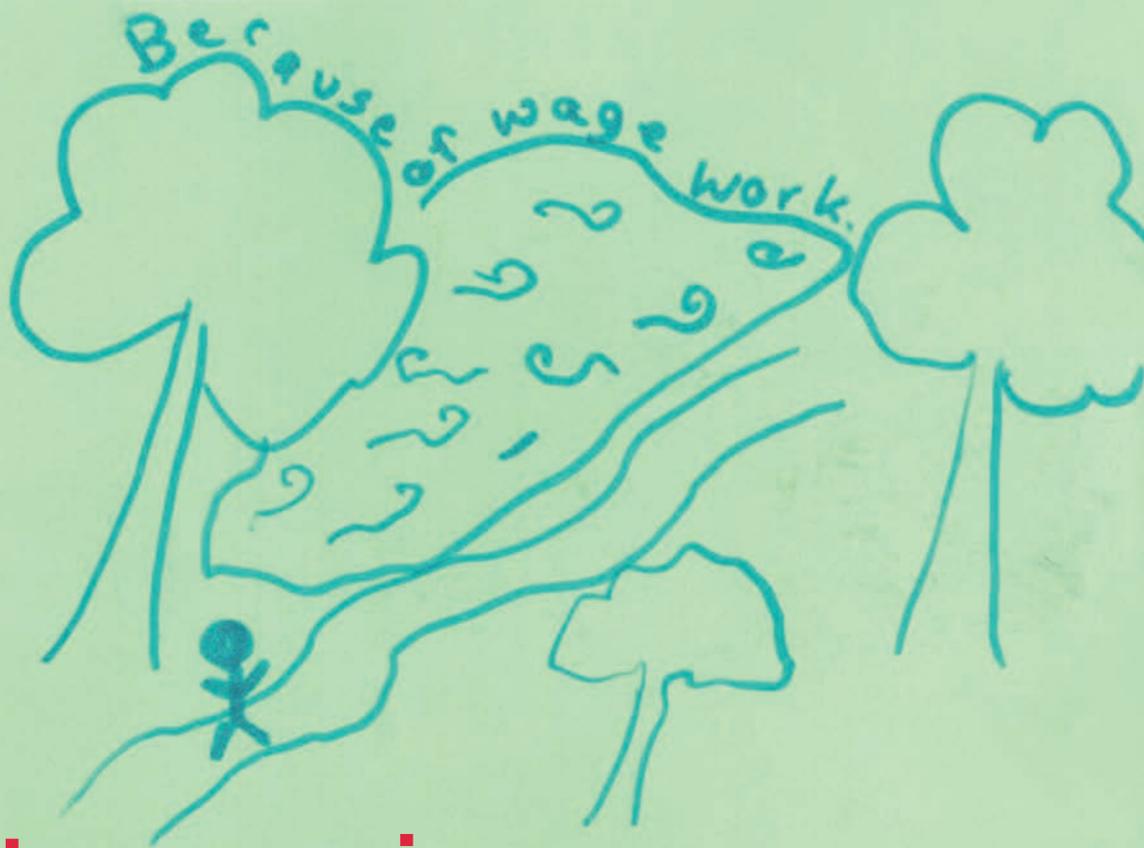
„Die freie Zeit ist die erste, die ich opfere, wenn eine Anfrage für Arbeit kommt.“



„Ich habe einen eigenen Kalender, der heißt: reservierte Zeit.“

„Ich trage nicht in den Kalender ein: Heute erledige ich meine E-Mails. Das mach ich nebenher, wann auch immer Zeit ist.“

„Ich trage mir in den Kalender ein: Freitagvormittag ist nichts zu tun.“



„Ich bleibe gern  
am Klo sitzen und  
browse noch ein  
bisschen.“

„What are those  
moments when  
I am sabotaging  
my working time?  
I can't think of  
a single one. I  
can only think of  
moments when  
I am sabotaging  
my leisure time.“

## Absageservice

Peter A. Krobath

Ein Freund von mir hatte in Berlin die Absageagentur gemacht und so haben wir – gemäß dem Namen Arbeitsmarktservice – in Wien das Absageservice gegründet. Es war dazu gedacht, eine bekannte Situation umzukehren. Viele bekommen, wenn sie Arbeit suchen, Absagen, Absagen, Absagen. Und die Idee war, einmal die gleiche Augenhöhe einzunehmen: Ich kann auch absagen. Dafür wollten wir die gleichen Floskeln verwenden: Nehmen Sie es nicht persönlich! Wir halten Sie in Evidenz! Statt einer Bewerbung, für die man sich verbiegt und lügen muss, meine Marathonzeit ist super usw., kann man einmal eine ehrliche Absage schreiben und sagen: eigentlich, nein.

Bei Kunstevents haben wir die Leute aufgefordert, Absagen auf reale Jobausschreibungen zu schreiben, mit Pseudonym oder nicht, und haben sie auch verschickt – mit einem ABS-, also Absageservice-Briefkopf, der dem AMS-Logo sehr ähnlich sah.

Es ist viel Kreatives entstanden: Leute haben über die ausgeschriebenen Jobs nachgedacht und gesagt, das würde ich tatsächlich nicht gern machen, weil ich diese Art von Arbeit hasse oder weil der Job anderen schadet. Wir haben Leute auch aufgefordert, initiativ abzusagen, wenn gerade keine Stelle ausgeschrieben ist: Ich melde mich bei Ihnen, um Ihnen zu sagen, dass ich, falls Sie da einen Job hätten, nicht für Sie arbeiten würde.

Auf die Absagen selber haben wir nur einmal einen Brief bekommen, was der Blödsinn soll und wer wir sind. Eines Tages, da haben wir das Absageservice gar nicht mehr betrieben, hat eine Frau vom AMS angerufen und gefragt, wie lange wir das noch machen wollen. Denn wenn wir das weiter machen wollten, müssten sie ihrerseits Maßnahmen ergreifen. Das war insofern lustig, weil das der Inbegriff dafür ist, wie man Arbeitslose straft: mit einer Maßnahme. Ich habe gesagt, ja, wollen Sie uns klagen? Wäre ja interessant. In dem Fall machen wir gern nochmal ein halbes Jahr Absageservice. Es gab dann aber keinen Anruf mehr und auch keine Klage. Sie wollten uns die Publicity wohl nicht gönnen. ●

Peter A. Krobath, Autor und Co-Herausgeber eines auf Interviews mit Arbeitnehmer\*innen basierenden *Lexikon der Sabotage*, war Gast der *Was tun nach der Arbeit?* Reading Group zum Thema „Sabotage“ am 24. Jänner 2023. Dieser Text basiert auf einem Transkript der Vorstellung seines Projekts Absageservice ([www.f13.at/abs/](http://www.f13.at/abs/)).

Auf Seite 7 findet sich ein Textbeispiel für initiative Absagen an klimafeindlich handelnde Unternehmen, das Peter A. Krobath für unsere Veranstaltung verfasst hat.

In der Collage auf  
Seite 7 verwendet:

André Breton,  
*LA DERNIÈRE GREVE*  
(Der letzte Streik), in:  
*La Révolution Surréaliste*  
N°2, 15 janvier 1925,  
p. 1–3

Fanny Beznos, *Poème*  
(und Zeichnung von  
Yves Tanguy), in: *La Révolution Surréaliste*  
N°9-10, 1 octobre 1927,  
p. 22–23

*ET GUERRE AU TRAVAIL*,  
Cover *La Révolution Surréaliste* N°4,  
15 juillet 1925

*Simple Sabotage Field Manual*, Office of  
Strategic Services,  
Washington, D.C.,  
17 January 1944

Lesematerialien aus  
*der Was tun nach der Arbeit?* Reading Group  
zum Thema „Sabotage“  
24. Jänner 2023.

An diesem Abend  
stellte u.a. die  
Kunsthistorikerin  
Abigail Susik, Autorin  
von *Surrealist Sabotage and the War on Work*  
(Manchester University  
Press, 2021)

Anti-Arbeits-Texte und  
Gedichte französischer  
Surrealist\*innen vor.

# Sabotier deine Arbeit! – Zitate

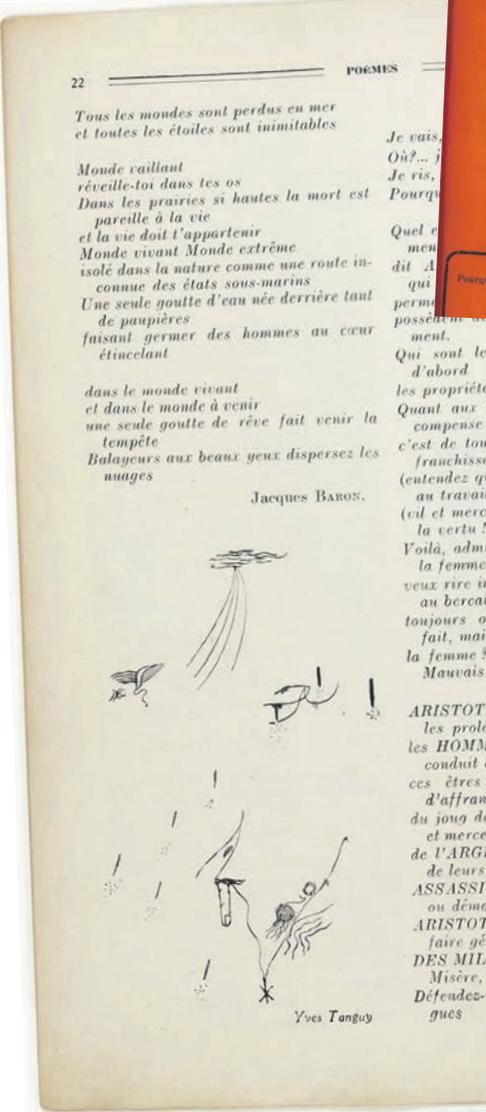
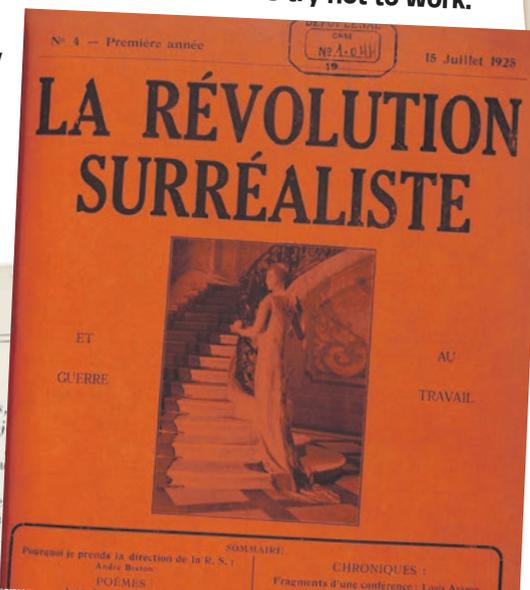
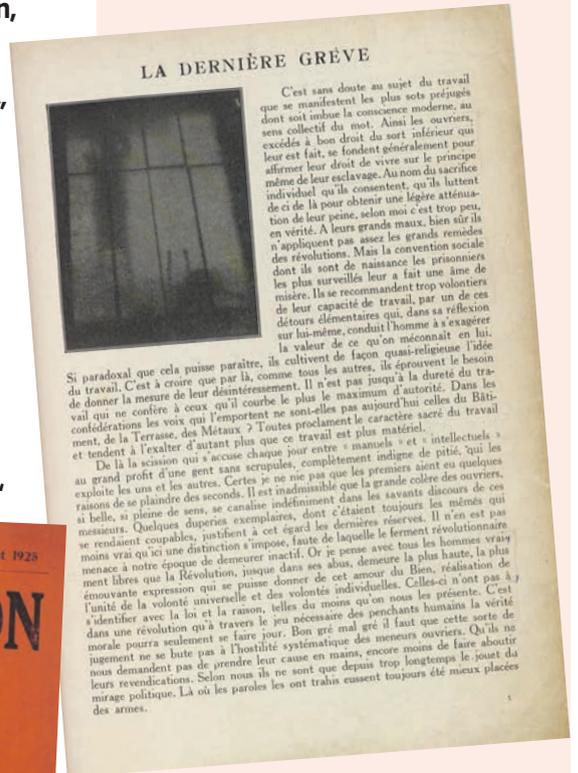
„Mich sabotiert die Institution, in der ich arbeite: die Schule. Sie steht so sehr zwischen mir und den Kindern, dass die sich gar nicht mehr vorstellen können, dass ich vielleicht will, dass sie eine gute Zeit haben.“

“We are so afraid of saying we are not going to do that!”

„Das Foto für die Veranstaltung heute habe ich auf meinem Büroschreibtisch im Museum gemacht, während der Arbeitszeit für das Museum. Ich habe es auch ausgedruckt am Kopierer des Museums und insofern sabotiere ich meine Arbeitsstellen, indem ich sie durchmische und nicht so klar trenne.“

„Solange die Kulturarbeit als selbstständige Arbeit organisiert ist, ist Streik ja obsolet. Man kann einen Werkvertrag nicht wahrnehmen, aber das ist kein wirklicher Streik. Streik ist möglich, wenn du institutionalisiert bist. Und auch dann bleibt es eine Abwägungssache: Wie leicht bist du austauschbar? Wie schnell wird dein Dienstverhältnis beendet sein?“

“If I open Instagram, I am working. When I read, I am working. So I try to go back to leisure and watch really trashy films or comedy sketches and thus try not to work.”



„Mir kommt vor, dass ich meine Arbeit sabotiere, wenn ich das mache, worum es eigentlich geht: Recherche, (gemeinsame) Auseinandersetzung mit Themen und Kunst, Künstler\*innen. Strange!“

## Betreff: Absage

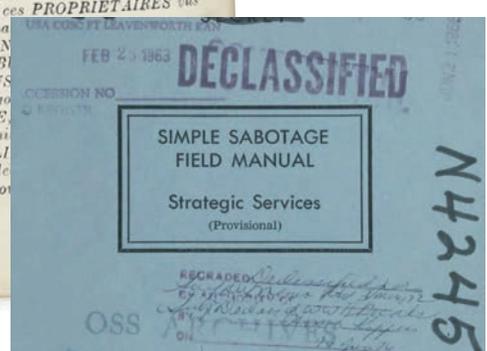
Sehr geehrte Damen und Herren, ich danke Ihnen für die Ausschreibung oben genannter Stelle.

Nach sorgfältiger Prüfung Ihres Angebotes muss ich Ihnen leider mitteilen, dass ich die angebotene Stelle nicht in Betracht ziehen kann, und Ihnen daher bedauerlicherweise eine Absage schicken muss.

Ich könnte meinen Kindern nicht mehr in die Augen sehen, wenn ich für eine Firma arbeite, die einen derart hohen CO<sub>2</sub>-Fußabdruck hat, wie die Ihre.

Ich versichere Ihnen, dass meine Entscheidung keine Abwertung Ihrer Person bedeutet, und sollten Sie mir zeitnah einen ernst zu nehmenden Plan zusenden, der einen Umstieg Ihrer Firma auf erneuerbare Energien innerhalb der nächsten fünf Jahre beinhaltet, werde ich meine Absage noch einmal überdenken.

Ich halte Sie in Evidenz, mit freundlichen Grüßen



Bei den ersten Terminen der *Was tun nach der Arbeit?* Reihe haben wir allen Teilnehmer\*innen als Einstieg die Frage gestellt:

**Was war das letzte, was Du gemacht hast, bevor Du hierhergekommen bist, das Du als Arbeit bezeichnen würdest? Zeichne es auf und vervollständige folgenden Satz „Es war Arbeit, weil ...“**

Diese Zeichnungen und Notizen sind ein paar der Antworten, die wir bekamen.

